

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 220.

Freitag, 20. September.

1929.

(10. Fortsetzung.)

Der neue Inspektor.

Roman von Robert Misch.

(Nachdruck verboten.)

Hastig, aber leise wie ein Dieb, schlich er die Treppe hinauf, öffnete das Zimmer. Sein Gesicht wurde rot vor Zorn über das, was sich seinen Augen bot.

Da stand Champagner — sein echter, französischer Sekt, der feinste Roet u. Chandon, von dem nur noch etwa ein halbes Hundert Flaschen im Keller lagerten.

Zwei Flaschen hatten sie schon geleert, die Burschen. Die dritte war halbleer, und in einem Wassereimer standen noch zwei volle.

Eine rasende Wut packte ihn, so daß er im ersten Augenblick gar keine Worte fand. Die vier jungen Leute — ein ungeladener Gast aus Klühow, Frihs Intimus, war auch dabei — sprangen erschrocken auf, als sie den Alten mit rotem Kopfe und bösen, zorn-glühenden Augen plötzlich vor sich stehen sahen.

Frih wurde bleich bis in die Lippen.

„Papa?! Ich ... wir ... wir haben nur ...“ stotterte er verlegen. „Das heißt, ich bin allein schuld, ich habe den Sekt geholt ... Sie wissen gar nicht, daß ich nicht die Erlaubnis habe ... Die Kellertür stand nämlich offen — und weil doch Festtag ist ...“

Mit ängstlich-flehenden Augen, wie ein Hund, der den Stock des Herrn fürchtet, bläute er den Vater an. „Du Dieb! Du ... du infamer Dieb und Taugenichts!“

Die jungen Leute waren vor dem wütenden Manne, der jetzt blindlings mit dem Stock auf seinen Sohn einhieb, ängstlich in die Ecke zurückgewichen.

„Papa, schlage mich nicht — um Gottes willen, nicht vor fremden Leuten!“

„Du Dieb! ... Du infamer Bengel! ... Champagner stehlen ... na wartel!“

„Vater — ich bin kein Kind mehr ... ich lasse mich nicht mehr prügeln“, schrie Frih verzweifelt, mit drohend und abwehrend erhobenen Händen.

Aber der Alte schlug ihm darauf, daß sie zu bluten begannen.

„Du läßt dich nicht prügeln?! ... Du Taugenichts, infamer! Die Jacke habe ich dir voll, wie 'nem kleinen Jungen ...“

„Um Gottes willen, Vater ... es gibt ein Unglück!“

Während der Alte nur noch wütender auf ihn einhieb, suchte Frih ihm den Stock zu entwinden. Vater und Sohn rangen miteinander. Wie auch der Alte leuchte und wütele, der junge, starke Mensch entriß ihm den Stock und stand nun mit drohend erhobenem Arm, seiner Sinne nicht mehr mächtig, heulend vor Schmerz, Scham und Zorn, dem Vater gegenüber.

In diesem kritischen Moment trat Platen, den bei einem zufälligen Schlendergang der Lärm angelockt hatte, eiligst zwischen Vater und Sohn, dem er den Stock mit nerviger Hand entwand.

„Frih — um Gottes willen — es ist Ihr Vater! ... Was ist hier geschehen?“

„Scheren Sie sich zum Teufel, Herr! ... Mischen Sie sich nicht ein!“, brüllte der Alte außer sich.

„Herr Skonomiterat ...?!“

„Gehen Sie mir aus dem Wege! Mischen Sie sich nicht in alles ein! Scheren Sie sich fort — ganz fort, meinetwegen!“

Platen erblickte leicht.

„Der Zorn macht Sie vergessen, daß —“

„Gehen Sie zum Henker!“

„Ich werde gehen!“

„Meinetwegen gleich!“

„Es ist gut ... Kommen Sie, Frih!“

Er faßte den jungen Menschen beim Arm und zog ihn mit sich hinaus.

Der junge Baron hatte sich schon vorher gedrückt und der Student und der Klühower folgten ihnen schnell, während ihnen der Alte, Schimpfworte murmelnd, nachstarrte.

Seinetwegen mochte der Kerl gehen. Das wäre noch schöner, wenn ihm der aufdringliche Mensch jetzt gar in seine Erziehung, in seine Familienverhältnisse dreinreden wollte!

Sein kostbarer Sekt — sein heilig gehütetes Erbstück! Ganz recht hatte er gehandelt, den Jungen zu prügeln, und er würde es im gleichen Falle wieder so machen. Die Lektion würde er nicht so leicht vergessen. Der Dieb! Keinen Champagner mehr!

Aber die Reste mußte er doch noch retten. Er trug die zwei vollen Flaschen und die halbleere vorläufig in sein Zimmer, das er vorsichtig verschloß. Dann kehrte er zu den Gästen zurück, die ihn lärmend empfangen.

Am anderen Morgen saß der Gutsherr in ziemlich später Stunde an seinem Schreibtisch. Während er aus der langen Pfeife dichte, graue Rauchwolken ausstieß, musterte er die eingelieferte Post. Er war gestern abend ziemlich spät ins Bett gekommen und heute mit einem fürchterlichen Kater aufgewacht — auch einem moralischen.

Am nächsten Tage sieht sich manches anders an. Zwar, daß er seinen Jungen verprügelt, das war sein Vaterrecht. Er hätte es nur nicht vor den Zeugen tun sollen, vor dem jungen Maltenih und den anderen, die ihn jetzt als rohen, grausamen Vater im ganzen Kreise verhöhren würden.

Eine Ohrfeige hätte vielleicht genügt, oder er hätte ihn später allein bestrafen sollen. Das war nun aber nicht mehr zu ändern.

Aber der Inspektor — den hatte er ja wohl fortgeschickt? Ja, ja, es fiel ihm alles wieder ein. Wenn der Mensch die Sache nun ernst nahm?! Und das mußte er wohl, da es ebenfalls vor Zeugen geschehen war.

Gerade jetzt, für die nächsten Wochen, hatte er ihn noch sehr nötig. Na, es würde gewiß schon alles wieder gut werden ... Allerdings mußte Platen den ersten Schritt tun. Man durfte ihn natürlich nicht merken lassen, daß er nötig gebraucht wurde. So etwas tat nie gut.

Er klingelte. Die Magd erschien.

„Der junge Herr soll herkommen.“

„Is weg!“

„So früh schon?“ Frih wenigstens nach dem gestrigen Tage; auch war Frih doch sonst nicht so pflichteifrig. „Wo is er denn hin?“

„Mit die Rutsch' nach Klühow, glöw' id. — Hel hel mich 'nen Brief for den Herrn gewen“, fügte sie zögernd in ihrem Gemisch von Platt- und Hochdeutsch hinzu. „Ja soll'n erst nach Klot tein afgewen. Aber dat is nun wohl bald tein.“

Sie suchte ein Weilschen unter ihrer blauen Schürze herum, bis sie den Umschlag in der Hand hielt, den sie nun blinzeln dem Herrn überreichte. Neugierig, die Hände unter der Schürze, blieb sie vor ihm stehen. Natürlich vermutete sie etwas. Die Kunde von der Champagner- und Brüllszene hatte sich schon gestern Abend schnell auf dem Hofe verbreitet. Nicht nur Platen allein war von dem Lärm, der aus dem Parterrefenster des jungen Herrn gedrungen war, angelockt worden.

Der Ökonomierat öffnete den Brief, las und zuckte zusammen. Plötzlich bemerkte er, daß die neugierig spähenden Augen der Magd auf ihn gerichtet waren.

„Scher' dich!“

Sie trotzte hinaus, dem gebieterisch nach der Tür weisenden Finger des Herrn Folge leistend. Aber fünf Minuten später flüsternten sie in allen Ställen, Gesindekammern und Höfen, daß der junge Herr ausgerückt sei und nicht mehr wiederkommen würde.

Der Brief lautete:

„Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich schon auf dem Wege nach Berlin. Versuche nicht etwa, mich gewaltsam zurückzuholen; ich würde Dir doch immer wieder fortlaufen. Lieber schieße ich mich tot oder gehe als Schiffsjunge in die weite Welt, ehe ich bei Dir bleibe. Ich wäre auch ohnedies bald fortgegangen; ich wollte nur warten, bis ich majorenn bin.“

Zum Landmann passe ich nun einmal nicht; und nach dem, was gestern vorkam, können wir auch nicht mehr zusammenleben. Würdest Du noch einmal Hand an mich legen — bei Gott, ich würde mich vergessen. Du hast mich vor Zeugen, vor meinen Freunden und Altersgenossen wie einen Hund geprügelt und beschimpft — Deinen Sohn, der Ehrgefühl hat und bald neunzehn Jahre alt wird.

Es mag nicht recht gewesen sein, daß ich den Wein nahm; trotzdem ich an einem solch festlichen Tage die Sünde nicht so groß finden kann. Aber was ich auch getan habe, das habe ich nicht verdient — und deshalb gehe ich fort. Noch einmal, Vater — lieber tot oder nach Amerika, lieber ins Gefängnis als noch länger in Treßin!

Dein Sohn Fritz.“

Es klopfte. Platen, der eben mit dem Paden seiner Sachen beschäftigt war, öffnete. Jochen stand vor ihm. „Dat gnädige Fräulein läßt den Herrn Inspektorbitten, doch mal runter zu kommen in den Gemüsegarten.“

„Ich komme sofort!“

Eben hatte er sie selbst um die Unterredung bitten wollen. Jedenfalls wußte sie bereits um die Flucht des Bruders.

Als er den Garten betrat, kam sie ihm hinter den Stachelbeerbüschen mit weit ausgestreckter Hand entgegen, mit einem so warmen, leuchtenden Blick, so rosig überhaucht, daß es ihn heiß überlief. So hatte er sie stets in seinen Träumen erblickt.

„Ich danke Ihnen“, rief sie schnell, seine Hand ergreifend. „Fritz hat mir alles erzählt, wie tapfer Sie für ihn eingetreten sind.“

„Bah — große Tapferkeit! So wissen Sie auch?“

„Daß er fort ist! Ich selbst habe ihm dazu verholfen und freue mich dessen. Je älter und selbständiger der Junge wird, je heftiger würden Vater und er aneinander geraten. Und ein ordentlicher Landwirt wird er ja doch nie werden.“

„Das glaube ich auch. Er muß studieren. Was, das wird sich finden. Jetzt ist es gerade noch Zeit, einen tüchtigen Menschen aus ihm zu machen. Ein intelligenter Kopf, ein gutes, edles Herz. . . Man muß ihn nur zu behandeln verstehen. Bei Ihrem Onkel ist er in den rechten Händen. Es wäre schade, wenn er hier zugrunde ginge oder ein unzufriedener Berufsverfehrer würde.“

„Aber ich habe Angst. Wenn ihn Papa nun wieder holt?“

„Einen Menschen in dem Alter kann man nicht zwingen, wenn er fest entschlossen ist — und man kann ihn auch nicht einsperren. Ihr Vater wird sich hüten, eine große Haupt- und Staatsaktion vor seinen lieben

Nachbarn daraus zu machen, die doch alle gegen ihn wären.“

Lisbeth nickte schweigend; dann schritten sie stumm nebeneinander her. Im Dahingehen pflückte er einen kleinen Zweig mit den rotgrünen Beeren, die er nun langsam und mechanisch zwischen den Fingern zerdrückte. Er fühlte, daß jetzt die Stunde gekommen war, und ihm bangte davor.

„Ich werde nun ebenfalls gehen müssen. — Das wissen Sie ja wohl auch?“

„Ja! Fritz hat mir alles erzählt.“

„Und es tut Ihnen vielleicht ein bißchen leid?“

Sie blickte ihn ernst und fest an und fragte:

„Warum sind Sie hierher gekommen?“

„Sie haben recht. Ich bin Ihnen die Antwort darauf schuldig. Und wenn ich nicht eher gesprochen habe, so . . . Ich will ganz offen sein: Sehen Sie, es sind jetzt sechs Jahre her . . . ich war noch Student . . . da war ich — verlobt. Ich liebte das Mädchen, die Tochter eines kleinen Beamten, wie — nun, wie man eben zum ersten Male und in diesen Jahren liebt. Es sollte noch einige Zeit geheim bleiben . . . wir waren beide noch so jung. Das war mein Glück.“

„Sie — hatte einen anderen gern?“, fragte Lisbeth leise.

„Ach nein — gar nichts Romantisches! Sie wäre sehr gern meine Frau geworden. Aber ich kühlte mich ab . . . gründlich! Ich hatte mich in meiner jugendlichen Torheit ganz einfach in dem Mädchen getäuscht. Sie war doch nicht das Weib, das ich suchte und in ihr zu finden wähnte. Ein schönes Pärchen, ein Blappermäulchen — wenig Hirn und Herz, das war alles! Als ich das endlich merkte, machte ich ein schnelles Ende und reiste ab. Ich habe es nie bereut. — So 'ne Heirat ist eben doch 'ne verdammt ernste Sache, die man sich nicht lange genug überlegen kann. So auf Lebenszeit gefettet! Die meisten Menschen tappen da viel zu schnell hinein. — Was, das ist 'ne seltsame Liebeserklärung? Denn, daß ich Sie lieb habe, Lisbeth, müssen Sie ja schon in Berlin gemerkt haben. So etwas merkt jedes Mädchen.“

Er schien eine Antwort zu erwarten. Da sie aber wortlos, mit niedergeschlagenen Augen neben ihm stand, das Antlitz in zarte Glut getaucht, so griff er nach ihrer Hand und presste sie fest in der seinen.

„Na, sonst wäre ich Ihnen ja nicht nachgereist. Aber da waren Sie plötzlich kühl wie Eis. Und man holt sich doch nicht gern 'nen Korb — nicht wahr? Gott, Lisbeth — liebes, süßes Mädchen, ich will Ihnen das alles später ausführlicher erzählen. Nur geben Sie mir jetzt keinen Korb! Ich würde ihn nicht mehr ertragen. Denn das weiß ich nun gewiß nach der langen Probezeit — diesmal habe ich mich nicht getäuscht!“

Die seine Röte war purpurner Glut gewichen. Sie sprach noch immer nichts, als er sie mit atemloser Spannung ansah. Sie lächelte nur — ein liebes, sanftes Lächeln. Ihre Hand drückte leise die seine, und ein Blick traf ihn, so warm und leuchtend, daß er sie liebes-trunken an sich presste. Zum Glück deckten sie die Stachelbeerheften gegen das Haus und jeden Lauscher.

„Aber um Gottes willen, was soll daraus werden?“, fragte sie seufzend, als er sie endlich losließ, während sie ein lose gewordenes Kämmchen wieder in die goldene Haarflut drückte.

„Was soll denn werden, mein Schatz? 'ne vergnügte Hochzeit und so weiter.“

„Aber der Papa läßt mich ja nicht heiraten. Er hat es mir hundertmal gesagt.“

„Ja, dann rüden wir aus, wie Fritz, und heiraten ohne seine Erlaubnis.“

„Das geht doch nicht“, sagte sie ernsthaft. „Bis zum einundzwanzigsten Lebensjahre muß ich doch seine Einwilligung haben.“

Er blieb stehen und blickte sie erstaunt an.

„Woher weißt du denn das?“

„Ach, zufällig — aus Papas Bürgerlichem Gesetzbuch“, stotterte sie verlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Von Löwen umzingelt!

Von Martin Johnson.

Martin Johnson und seine ebenso tapfere wie reisende Frau Osa sind seit langem als die besten Großwildfilmer der Welt bekannt. Martin Johnsons Feder steht seiner Kamera an künstlerischer Fertigkeit nicht nach. Auf sein erstes Buch „Mit dem Kurbelkasten bei den Menschenfressern. Abenteuer auf den neuen Gebrüden“, folgte jetzt im Verlag F. A. Brockhaus: „Simba. Filmabenteuer in Africas Busch und Steppe.“ (Mit 59 Abbildungen und einer Karte.) Unter ständiger Lebensgefahr, oft nur wenige Schritte von den Tieren der Wildnis entfernt, hat das originelle Ehepaar den Stoff für dieses Werk gesammelt. Es ist trotz aller Wildheit von einer seltenen tierfreundlichen Feinheit, denn die beiden verabscheuen es, ohne Notwehr Geschöpfe der Erde durch Kugel und Blei zu töten. Die nachstehenden Zeilen dürften auch die Filmfreunde interessieren, die sich an dem zum Buche gehörigen gleichnamigen Film erfreuen konnten.

Beim Tagesgrauen stand ich mit neuen Filmen und Trägern zum Marsch in das Löwental bereit. Da sagte mir Frau Meles, ihr Mann hätte hohes Fieber und könnte nicht mitgehen. Ich trat in das Zelt und sah auf den ersten Blick, Karl war schwerkrank. Er schien selbst zu ahnen, daß er nicht wieder aufkommen würde, denn er sprach: „Möhl, Martin, geh du zu unsern Löwen. Beobachte sie und mache Bilder von ihnen und zeige sie den Leuten. Ich möchte so gern, daß man sieht, wie unweidmännisch es ist, Löwen abzuschießen, bloß, um damit prahlen zu können.“

Da Karl krank war, konnte Osa mit mir gehen. Sie brannte darauf, diese Löwen, die sich um Menschen gar nicht kümmerten, kennenzulernen. Schnell machte sie sich fertig, und wir brachen nach dem Garten Eden auf.

Zuerst kamen uns die Tiere nur einzeln oder in Gruppen zu Gesicht. Aber gegen neun Uhr trafen wir plötzlich ganz nahe der Stelle, wo wir am Tage vorher die Löwengehege aufgefunden hatten, auf vierzehn Stück der königlichen Geschöpfe. Ich wandte mich um und beobachtete Osa. Es war den langen, weiten Weg nach hier wert, zu sehen, wie ihr Gesicht aufleuchtete. Die freudige Überraschung verschlug ihr zuerst den Atem, dann sagte sie mit vor Erregung zitternder Stimme: „Ich hätte es mir nie träumen lassen, daß ich noch einmal so etwas Schönes sehen würde.“

Wir machten die Kameras fertig und schickten die Träger zurück, damit die Tiere durch die vielen Menschen nicht beunruhigt würden. Dann gingen wir langsam auf die Löwen zu, die uns neugierig ansahen.

Heute waren sie unruhiger und munterer als gestern; vielleicht kam das daher, weil es kühleres Wetter war. Wir waren ihnen so nahe gekommen, daß die nächsten Tiere uns mit einigen Säben erreichen konnten; unsere Lage war also nicht ganz ungefährlich. Wir hatten ja Gewehre bei uns; ich war aber ganz und gar mit den Apparaten beschäftigt, so daß nur Osa zur Verteidigung bereitstand.

Um ja nichts von dem großartigen Anblick, der sich uns bot, zu verlieren, machten wir mit verschiedenen Kameras und allen Arten von Linsen Aufnahmen.

Die Löwen waren dauernd in Bewegung. Einmal erhoben sich zwei auf den Hinterpranken und schlugen mit den Vorderpfoten gegeneinander, als wollten sie sehten. Unter lautem Gebrüll führten sie diesen Scheintampf erschreckend wahrheitsgetreu durch. Einer trottete zu einem Baum, stellte sich auf die Hinterbeine und schärpte die Krallen an der Rinde; ein anderer nahm einen kleinen Stein zwischen die Vorderpfoten, warf ihn in die Luft und spielte damit wie ein Käthchen mit einem Garnknäuel. Wieder andere waren eifrig mit der Morgenwäsche beschäftigt und leckten und striegelten auf das sorgfältigste ihr Fell. Eines der Tiere schien sich einen Dorn in den Fuß getreten zu haben, oder es hatte sich bei ihm ein Sandfloh eingeknistet; es arbeitete eine halbe Stunde daran herum, den schmerzenden Gegenstand herauszubekommen. Ich dachte an die Geschichte von Androklus, der dem Löwen den Dorn aus der Tasse zog und nachher die Dankbarkeit des Tieres erfuhr, aber ich hatte doch nicht den Mut, es ihm nachzutun.

Eine Stunde mochte so vergangen sein, da stieß Osa mich plötzlich an und deutete lebhaft nach rückwärts. Ich drehte mich um und sah hinter uns, nur wenige Schritte entfernt, drei Löwen, die ruhig zusahen, wie wir ihre Kameraden filmten. Als wir sie ankauten, legten sie sich nieder. Mehrere von den anderen Löwen erhoben sich und begrüßten die Ankömmlinge; in drei Minuten waren wir rings von den großen Raben umgeben.

Gegen elf Uhr verschwanden die Tiere in einem trockenen Bachbett, um ihr Mittagsschläfchen zu halten. Bald sahen wir

uns ganz allein. Mitten zwischen wilden Raubtieren war uns kein Haar gekrümmt.

Wir gingen zu dem Mimosenbaum zurück, wo die Träger auf uns warteten. Die Eingeborenen betrachteten uns beinahe wie Götter, hatten sie doch gesehen, wie sich die Löwen um uns gedrängt und uns doch kein Leid getan hatten. Das Wunder vermochten sie nicht zu fassen.

Nachdem wir getränkt und ein kurzes Schläfchen gemacht hatten, ging Osa los und schob ein Zebra. Wir hofften, durch diesen Köder die Löwen mehr auf einen Fied zu bringen und so noch eine schöne Aufnahme machen zu können. Die Schwarzen schleppten das Tigerpferd nach der Stelle, wo wir die Tiere zuletzt gesehen hatten, dann schickten wir sie zurück und setzten uns selbst mit den Kameras in der Nähe des Kadavers an.

Gegen fünf Uhr erschien eine alte Löwengroßmutter und beschmückte das Zebra. Sie war wohl nicht hungrig, denn nachdem sie es gründlich herochen hatte, streckte sie sich daneben aus und schlief ein. Ich hätte nie geglaubt, daß Löwen solche Schlafmützen wären.

Nun erschien ein junger Löwe auf der Bildfläche, und die Alte verschwand. Er schubbelte sich an dem Zebra und schnurrte behaglich, dann legte er sich nieder. Die Löwin kehrte zurück und schien allein bleiben zu wollen, denn sie schlug mit dem Schwanz und stieß ein grollendes Knurren aus. Sie wollte wohl dem Jüngling, der ihr Sohn sein mochte, sagen, er solle machen, daß er fortkäme, und der zog auch sofort ab. Aber nun wurde sie von einem mächtigen Männchen vertrieben, den ich für ihren Eheherrn hielt.

Es war inzwischen spät geworden; wir wollten schon heimwärts ziehen, als eine große Löwin auftauchte, die keiner sehr guten Laune zu sein schien. Auf etwa hundert Meter erblickte sie uns und kam sofort auf uns los. Wir gingen schnell zurück, um ihr zu zeigen, daß wir keine Störung beachteten. Als wir uns bewegten, blieb sie stehen und schlug ärgerlich mit dem Schwanz, dann rückte sie wieder vor; wir gingen weiter zurück, und sie folgte.

Natürlich hätten wir sie ja abschließen können, aber wir wollten das wunderbare Abenteuer im Löwental nicht so enden lassen.

Endlich schien sie einzusehen, daß wir uns schon davonmachen würden, wenn sie uns nur Gelegenheit dazu geben würde. Sie war gewiß deshalb auf uns ärgerlich geworden, weil sie uns den ganzen Tag in ihrem Reich hatte herumwirtschaften sehen. Viermal blieben wir stehen, und viermal kam sie uns nach; dann legte sie sich, schlug wild mit dem Schwanz und beobachtete unsern Rückzug. In einiger Entfernung sahen andere Löwen diesem allem ruhig zu.

Wir kehrten noch mehrmals an den Ort zurück; immer hatten wir die Löwen in nächster Nähe und machten wunderschöne Aufnahmen, bis mein Vorrat an Filmen ganz bedenklich zur Neige ging. Alles spielte sich dabei glatt und gut ab, wir brauchten nicht ein einziges Mal zur Waffe zu greifen.

So wurde auch ich zu Karl Meles Ansicht bekehrt: „Der Löwe ist ein anständiger, feiner Kerl. Er steckt die Nase nicht in Dinge, die ihn nichts angehen, und läßt dich in Ruhe, so lange du ihm nichts tust.“

Welt u. Wissen

Sterbende Romantik. Die Pariser Polizei hat nichts übrig für Romantik, und ihr moderner Präsident Chippie noch weniger. Die alte echte Bohème ist gestorben, ohne daß es besonderer polizeilicher Nachhilfe bedurft hätte. Anderes, was aus Straßen und Höfen von fern an die Romantik längst verblakter Tage noch erinnerte, soll nach dem Willen der Polizeigewaltigen verschwinden: die Straßensänger, die anspruchslosen Gemütern sentimentale Poesie und die letzten Schöler vermittelten und so manches Pariser Mädelchen mit Schwärmerei erfüllten. Und gerade, weil sich so viel Volk um die Straßensänger versammelte, besonders in den Mittagsstunden, wenn die Geschäfte und die Metziers schloßen, sollen sie aus den Straßen verbannt werden. So haben sie sich nach den Tuilleries, als ihrer natürlichen Freistätte, verzogen. Aber das Geschäft geht nicht immer auf, besonders wenn nur Kinder mädchen als Kunden in Betracht kommen. So versuchen die gewanderten Straßensänger es mit einer anderen List. Sie wandern mittags mit ihren Instrumenten über die großen Boulevards. Plötzlich bleiben sie stehen, stimmen einige Lieder an und ziehen sich dann in eine weniger belebte Seitenstraße zurück, wobei sie rückwärts gehen und den Passanten winken, ihnen zu folgen. An einem stilleren Ort gibt es dann „musica proibita“. Es steht zu befürchten, daß auf die Dauer solche kleine Listen nicht viel helfen und daß auch das Gewerbe der Straßensänger eines Tages moderner Entwicklung, dem kühnen Gang einer nichternen Zeit zum Opfer sein wird.

* „Die neue Welt.“ Unsere Rettung — von Anselmus. Mit Geleitworten von Prof. F. Overmans S. J., Dr. A. Cloesser. (Verlag Hugo Schmidt, München.) Ein eigenartiges, tiefgründiges Buch von vielseitig anregender Gedankenfülle, von weitgespannter geistiger Souveränität der Zeit und eindringlicher Kraft der Beweisführung. Der Verfasser erkennt und deutet die Welt in ihrem gegenwärtigen Zustande der Über-Zivilisation, sie gilt ihm kulturfern, weil befangen in zweckhaft rationalistischer Beseelung und verlustig des eigentlich „Magischen“, der geistig-schöpferischen Intuition. Die angekündigte Weltkatastrophe der Entseelung, der Mechanisierung alles Lebens zeichnet der Verfasser mit Bildern von apokalyptischer Glut und Grausamkeit, seine Schilderung verdichtet sich gleichsam zu einem padenden, schicksalvollen Roman. In ihren markanten geistigen Tönen wird unsere Zeit umrissen, werden Parallelen gegeben zur untergehenden Antike, doch nicht kritisch-rational, sondern unter dem Gesichtspunkte kosmischen Geschehens. In die entgöttlichte Welt drängt unterirdisch, vielfach unbewußt, mythische Sehnsucht, uralte magische Weisheit wird wieder lebendig; denn eine Zeit der Wende ist es, eine kommende Wiedergeburt der magischen Welt. An der Überspizung ihrer Idee geht nach Ansicht des Verfassers die Epoche mechanistischer Zivilisation zugrunde. Aus dem Kreis der Jugend wächst die Reaktion des schöpferischen Menschen. Deutschland hat seinem Wesen gemäß eine wichtige Aufgabe bei der Mobilisierung der Kräfte zur Erneuerung des Völkerebens. Es verlohnt sich schon, den kühnen, eigenwilligen, manchmal etwas traurigen Gedankengängen des Buches nachzuspüren. In schärfster Form gebracht ist vieles, was aus dem Erleben der Zeit heraus einmal gesagt werden mußte. Das gleichzeitige Erscheinen dieses Werkes mit ähnlichen, vielleicht nicht so umfassenden, bis zum Vollen vorstehender Publikationen beweist deutlich eine dringende Aktualität der aufgeworfenen Fragen. Und wertvoll erscheint besonders, daß hinter dem Chaos Wege aufgezeigt werden, die zur Rettung, zum Aufbau führen in Neugestaltung und körperlich-geistlicher Harmonie des Lebens.

* Karl Lütge: „Bitte, Platz nehmen!“ Eine Fibel für Reisefreudige. (Verlag von R. W. Schade, Leipzig C. 1.) In den 38 fesselnden Einzeldarstellungen des Buches durchleuchtet man die schönsten deutschen und ausländischen Gebiete. Holland wird ebenso zum Erlebnis wie ein Besuch des Brodens oder eine Schlittensfahrt durch den tiefwinterlichen Schwarzwald. Reizend ist der Autobummel durch die Slowakei, amüsant das virschende Streifen durch die Balkanhauptstadt Belgrad, fesselnd ein schlenanderndes Genießen der Riviera und der Südschwels. Die kleinste deutsche Stadt und die steifste Bahn der Welt, farbige Höhlen, idyllische Mittelalterstädte, Weltplätze und stille Wintergenüsse werden geschildert — alles gesehen und dargestellt mit gesundem Sinn für Großes und Erhabenes, Geringes und Abseitiges.

* Victor Bridge: „Isabel und Mollie“. (Verlag Ullstein, Berlin.) Livadia, das ist das Land der unbeschränkten Möglichkeiten, wo Republikaner und Royalisten sich in spåkigster Weise um die Herrschaft im Lande streiten. In Wirklichkeit geht es natürlich, wie ja schon die Weltgeschichte lehrt, bei all diesen Intrigen um schöne Frauen. Auch hier steht im Mittelpunkt ein entzündendes weibliches Wesen, das leichtfertige Jünglinge, bedächtige Männer, alte Tanten, Boxer und Chauffeurs, Kapitäne und Revuestars, Könige und Politiker, Polizisten und Militärs durch seinen Charme bezaubert. Victor Bridge wirbelt alle diese Gestalten im tollen Reigen durcheinander. Mit erstaunlicher Sicherheit sind alle Typen gezeichnet. Keine bleibt vom Spott ihres Schöpfers verschont, und jede ist doch gleich lebenswert, selbst die Schurken jenes kleinen Landes, die uns durch ihre „hohe Politik“ die tausend Ängste um Isabels Gesicht beschören.

* Agathe Christie: „Roger Akroyd und sein Mörder“. Roman. (Drei-Masken-Verlag, München.) Die Geschichte eines rätselhaften Kriminalfalles. Ein Mann ist ermordet worden, sämtliche Personen seiner Umgebung könnten an dem Todesfall ein Interesse gehabt haben und geraten nacheinander in Verdacht. Alle verbergen irgendein kleines Geheimnis, werden verhört, beobachtet, und immer bleibt jeweils ein Umstand, der einer Annahme der Täterschaft widerspricht. An den wirklichen Mörder denkt niemand; aber der schlaue kleine Poirot, ein Spürhund von

der Art der Sherlock Holmes und Joe Jenkins, kommt auf seine Schliche. Die Lösung ist verblüffend, doch mit glänzender, bis zu geringsten Einzelsügen ausgedachter Motivierung durchgeführt. In Aufbau und Kombination der Handlung fühlt man sich wohl an Wallace erinnert; hier sind indes die Zusammenhänge beinahe noch besser verflochten, die Erzählung noch origineller. Das Buch übt so starke Spannung, daß man es, einmal begonnen, nicht mehr aus der Hand legt. Dabei ist das Reale des Geschehens wesentlich ins Geistige sublimiert, und von der Vektüre bleibt die Befriedigung eines unterhaltenden, anregenden Denksportes.

* Neue Ullsteinbücher. (Ullstein-Verlag, Berlin.) Hier der klangvollsten Autorennamen sind in dieser neuen Buchreihe verammelt. Clara Viebig ist mit ihrem kräftigen, blutvollen Eifel-Roman „Das Weibervord“ vertreten, ein Buch, das heute noch frisch ist wie am ersten Tag. — Von Rudolf Hans Barisch erscheint der Wiener Roman „Die Geschichte vom Hannerl und ihren Liebhabern“, ganz eingehüllt in den romantischen Duft der Wiener Vorkriegszeit mit ihren Hofräten, ihren Straußschen Walzern und den schönen, lebenslustigen Mädchen. — Einen ganz anderen Typ stellt der Roman „Der Gast, der mit der Fährte kam“ von Sven Elvestad dar. Der dänische Schriftsteller, im allgemeinen nur bekannt als Verfasser von Sensationsromanen, hat hier ein erschütterndes Naturgemälde von der Nordseelüste gezeichnet, ein Dorf, aus dem vor langen Jahren eine Brigg mit den besten Söhnen der Gemeinde ausfuhr und spurlos verschwand. — Der Novellenband von Ludwig Thoma „Krawall“ schließlich ist, nach „Der Postsekretär im Himmel“ eine weitere Sammlung herrlich ausgespitzter bayerischer Episoden und Erzählungen, die sich diesmal hauptsächlich um prozessierende Bauern, Rechtsanwälte, Streit und Handel vor Gericht gruppieren.

* Scherls Romane. (Verlag Scherl, Berlin SW. 68.) Den bisher erschienenen Bänden der schnell populär gewordenen Bücherreihe läßt der Verlag sieben drei weitere Bände folgen. Ernst Klein bringt eine außerordentlich spannende Geschichte „Die Dame mit dem Tigerfell“, die uns in einen tollen Wirbel interessanter Geschehnisse führt. Selbstverständlich triumphiert am Schluß die Ehrlichkeit und die Liebe. — Einen Zusammenstoß zwischen den Weltanschauungen der Großstädter und der traditionsgebundenen Dorfbewohner bringt uns Emmi Lewald: „Das Fräulein aus der Stadt“. — Sehr spannend weiß Karl August Laffert seinen Roman „Verbrechen auf Schloß Wörth“ zu gestalten. Seelische Konflikte heben das Buch über das Kriminalhafte hinaus.

* „U. S. A. an der Front.“ Eine amerikanische Korporation im Kriege. Von James B. Wharton aus dem Amerikanischen übersetzt von Hans Hirtlin. (Montana-Verlag, A.-G., Stuttgart.) Also so war's auf der andern Seite! Zehn Jahre nach dem Krieg erzählen auch die amerikanischen Frontsoldaten sich und ihren Kameraden, wie es war. Das ganze Grauen, das Elend, der Dreck und der ungeheure, unfahbare Mut dieser Jahre ist auf einmal wieder da: Angriff, Rückzug, Angst, Wunden, Urlaub, Tod — alles. Es berührt eigentümlich, diesen letzten Abschnitt Juni 1918 bis zum Waffenstillstand vom andern Ufer aus zu erleben. So haben sie sich noch beim Rückzug 1918 gewehrt, die abgekämpften deutschen Soldaten. So haben unsere M.G.'s gewirkt?! Und haben wie drüben die gleichen Gefühle: Heimweh und Kameradschaft bis zum Äußersten.

* H. Footner: „Madame Storey“. Aus dem Englischen übertragen von Anton Mayer. (Verlag Th. Knaur Nachf., Berlin W. 50.) Die bezaubernde Madame Storey ist nicht der übliche Detektiv „ins Weibliche übertragen“. Diese außergewöhnliche Frau ist eine vollendete Dame. Anmut und Geist, gesellschaftliche Erfahrung und Scharfsinn sichern ihr die Überlegenheit, mit der sie den Leser auf verwirrten Pfaden zur überraschenden Lösung führt.

* Auto-Karte für den Schwarzwald. O. R. Wagners Karte vom Schwarzwald für den Kraftfahrzeug-Verkehr enthält alle für den Kraftfahrzeug-Verkehr in Betracht kommenden Orte und Straßenzüge bis an die Schweizer Grenze. Der Maßstab 1:250 000 verbindet größte Sicherheit der Einzeldarstellung mit genügender Übersicht. (Verlag Hallwag-A.-G., Stuttgart.)

* Max Brand: „Der Tiger“. (Verlag Th. Knaur Nachf., Berlin W. 50.) Kraft und Liebe siegen über das Vorurteil der Gesellschaft in diesem interessanten, in der Reihe der Knaur-Bücher erschienenen Roman.